



NICCI FRENCH

**SCHWARZER
MITTWOCH**

THRILLER

»Warum?«

»Das ist die Frage.« Frieda sprach inzwischen wieder mehr mit sich selbst als mit Sasha.

»Hast du vor, mir zu verraten, worum es hier eigentlich geht?«

»Es war Dean.«

»Dean? Dean Reeve?«

Sasha wusste über Dean Reeve Bescheid: den Mann, der einen kleinen Jungen entführt und Frieda gegen ihren Willen in die Welt hinausgezerrt hatte – fort von der Sicherheit ihres Spechzimmers und den seltsamen Geheimnissen des menschlichen Geistes. Sasha hatte Frieda sogar geholfen, indem sie durch einen DNA-Test nachwies, dass Deans Ehefrau Terry in Wirklichkeit die kleine Joanna war, die zwei Jahrzehnte zuvor spurlos verschwunden war, als hätte sie sich in Luft aufgelöst. Für Frieda stand inzwischen fest, dass Dean Reeve, der für die Polizei längst als tot galt, doch noch lebte. Er war ihr unsichtbarer Verfolger geworden: der Tote, der über sie wachte und sie niemals in Ruhe lassen würde.

»Ja, Dean Reeve. Ich kenne seine Handschrift. Ich habe sie auf einem Aussageprotokoll gesehen, das er damals auf dem Polizeirevier unterschreiben musste. Aber selbst wenn ich die Schrift nicht kennen würde, wäre mir klar, dass nur er infrage kommt. Auf diese Weise will er mir mitteilen, dass er über meine Familie Bescheid weiß. Darüber, wie mein Vater ums Leben gekommen ist. Er war hier, wo wir jetzt stehen, am Grab meines Vaters.«

»Dein Vater liegt auf einem normalen Friedhof begraben. Dabei dachte ich, du wärst Jüdin«, stellte Sasha fest.

Sie saßen in einem kleinen Café mit Blick aufs Meer. Es war gerade Ebbe. Langbeinige Seevögel stakten über die nass glänzenden Schlammflächen. Weit draußen schob sich ein Containerschiff von der Größe einer Stadt den Horizont entlang. Sie waren die einzigen Gäste in dem Café, und auch der Strand war menschenleer. Sasha fühlte sich wie am Ende der Welt.

»Wirklich?«

»Ja. Du bist also keine?«

»Nein.« Frieda zögerte einen Moment. Es fiel ihr sichtlich schwer weiterzusprechen. »Mein Großvater war jüdischen Glaubens, meine Großmutter jedoch nicht, deswegen waren seine Kinder keine Juden mehr, und für mich gilt das natürlich erst recht. Meine Mutter«, fügte sie trocken hinzu, »hat definitiv nichts Jüdisches an sich.«

»Lebt sie noch?«

»Wenn meine Brüder nicht vergessen haben, mich über ihr Ableben zu informieren, ja.«

Sasha beugte sich blinzeln vor.

»Brüder?«

»Ja.«

»Du hast mehr als nur einen?«

»Ja, zwei.«

»Du hast immer nur von David gesprochen. Ich hatte keine Ahnung, dass es noch einen zweiten gibt.«

»Es war nicht von Bedeutung.«

»Nicht von Bedeutung? Ein Bruder?«

»Über David weißt du auch nur Bescheid, weil er Olivias Ex und Chloës Vater ist.«

»Verstehe«, murmelte Sasha, die klug genug war, jetzt nicht nachzuhaken. Ihr ging durch den Kopf, dass sie in den vergangenen paar Stunden mehr über Friedas Leben erfahren hatte als während der ganzen bisherigen Dauer ihrer Freundschaft.

Nachdenklich stach sie in ihr pochiertes Ei und beobachtete, wie der Dotter hervorquoll und sich auf den Teller ergoss.

»Was wirst du jetzt unternehmen?«, wandte sie sich schließlich wieder an Frieda.

»Das weiß ich noch nicht. Außerdem, hast du es denn noch nicht gehört? Er ist tot.«

Während der Rückfahrt sprach Frieda kaum ein Wort. Als Sasha sie fragte, woran sie gerade denke, gab sie ihr zunächst keine Antwort.

»Tja«, meinte sie schließlich, »eigentlich nichts Bestimmtes.«

»Von einem deiner Patienten würdest du das aber nicht als Antwort akzeptieren.«

»Als Patientin habe ich noch nie viel getaugt.«

Nachdem Sasha gefahren war, sperrte Frieda die Haustür auf. Drinnen schloss sie wieder ab, legte die Kette vor und verriegelte die Tür zusätzlich. Dann ging sie nach oben ins Schlafzimmer, wo sie ihre Jacke auszog und aufs Bett warf. Sie würde ein langes, heißes Bad nehmen und dann in ihr kleines Arbeitszimmer unter dem Dach hinaufsteigen und eine Zeichnung anfertigen: sich konzentrieren und dabei trotzdem an nichts denken. Vor ihrem geistigen Auge tauchte der Friedhof auf. Die verlassene Küstenlandschaft. Rasch zog sie sich den Pulli über den Kopf. Als sie gerade ihre Bluse aufknöpfen wollte, hielt sie plötzlich inne. Sie hatte etwas gehört, war aber nicht sicher, ob es ein Geräusch im Haus war oder ein viel lauterer, weiter entferntes, das von draußen kam. Sie blieb mucksmäuschenstill stehen und hielt sogar den Atem an. Da hörte sie es wieder, ein leises Schaben. Es kam aus dem Haus, noch dazu aus dem Stockwerk, in dem sie sich gerade befand. Inzwischen konnte sie es fast vibrieren spüren. Sie dachte an die verriegelte Haustür mit der vorgelegten Kette und versuchte abzuschätzen, wie lange es dauern würde, die Treppe hinunterzustürmen und die Kette aufzufummeln. Nein, das würde sie nicht schaffen. Das Handy in ihrer Tasche fiel ihr ein. Selbst wenn es

ihr gelang, eine Nachricht hineinzuflüstern, was brachte das schon? Es würde zehn, fünfzehn Minuten dauern, bis Hilfe eintraf, und dann war da immer noch die abgeschlossene und zusätzlich verriegelte Tür.

Frieda spürte, wie ihr Puls raste. Sie zwang sich, tief durchzuatmen und dabei langsam bis zehn zu zählen. Dann blickte sie sich nach einem Versteck um, verwarf den Plan aber sofort wieder als hoffnungslos. Beim Hereinkommen hatte sie viel zu viel Lärm gemacht. Sie nahm eine Bürste von ihrer Kommode. Das Ding war so windig, dass man es als Waffe völlig vergessen konnte. Als sie daraufhin ihre Jackentasche durchwühlte, stieß sie auf einen Stift. Sie nahm ihn fest in die Faust und hielt ihn vor sich hin. Zumindest besaß er eine Spitze. Obwohl es ihr wie das Allerschlimmste auf der Welt vorkam, schob sie sich vorsichtig aus dem Schlafzimmer hinaus auf den Treppenabsatz. Es würde nur ein paar Sekunden dauern. Wenn sie es schaffte, die Treppe hinunterzuschleichen, ohne dass die Stufen knarnten, dann ...

Wieder war ein Schaben zu hören, diesmal lauter, und dann noch ein anderes Geräusch, eine Art Pfeifen. Es kam von gegenüber, aus dem Badezimmer. Das Gepfeife ging weiter. Frieda lauschte ein paar Sekunden, trat dann näher und gab der Badezimmertür einen Schubs, so dass sie aufschwang. Einen Moment lang hatte sie das Gefühl, im falschen Raum oder sogar im falschen Haus zu sein. Nichts befand sich mehr an seinem angestammten Platz. Ein Stück Wand mit Leitungen war freigelegt und daneben eine große Fläche Boden. Der ganze Raum erschien Frieda größer, als sie ihn in Erinnerung gehabt hatte. Und in der Ecke stand eine vornübergebeugte Gestalt, die gerade an etwas zerrte.

»Josef«, sagte Frieda mit schwacher Stimme, »was machst du hier?«

Josef blickte sich lächelnd um, wirkte dabei aber leicht zerknirscht.

»Frieda«, antwortete er, »ich habe dich gar nicht kommen hören.«

»Was machst du hier? Wie bist du hereingekommen?«

»Mit dem Schlüssel, den du mir mal gegeben hast.«

»Aber der war doch nur dafür gedacht, dass du während meiner Abwesenheit die Katze fütterst.« Sie blickte sich um. »Was ist hier überhaupt los?«

Josef richtete sich auf. Er hatte einen großen Schraubenschlüssel in der Hand.

»Frieda. Es geht dir zurzeit nicht gut. Wenn ich dich anschau, dann sehe ich, dass du traurig bist und Schmerzen hast und alles so beschwerlich für dich ist.« Frieda wollte etwas sagen, doch Josef ließ sie nicht zu Wort kommen. »Nein, nein, warte. Es ist nicht leicht, dir zu helfen, aber ich kenne dich, ich weiß, dass du gerne stundenlang sehr heiß badest, wenn es dir schlecht geht.«

»Na ja, nicht *stundenlang*«, widersprach Frieda. »Aber wo ist überhaupt meine Wanne? Ich wollte sie gleich benutzen.«

»Deine Wanne ist weg«, erklärte Josef. »Während du mit deiner Freundin Sasha unterwegs warst, haben ich und mein Freund Stefan deine Wanne abgeholt und

entsorgt. Sie war aus einem schlechten Material – aus Plastik und viel zu klein. Man konnte nicht gut darin liegen.«

»Man konnte sogar sehr gut darin liegen!«, widersprach Frieda.

»Nein«, entgegnete Josef in entschiedenem Ton. »Jedenfalls ist sie weg. Ich habe im Moment großes Glück. Ich arbeite an einem Haus in Islington. Der Besitzer gibt viel Geld dafür aus. Er lässt mich alles rausreißen, in vier große Container entsorgen und anschließend alles neu machen. Dabei wirft er viele schöne Sachen weg, aber das Allerschönste ist eine große gusseiserne Badewanne. Als ich sie gesehen habe, musste ich sofort an dich denken. Sie ist perfekt.«

Frieda nahm das Bad genauer in Augenschein. Wo vorher die Wanne gestanden hatte, lagen nun Wand und Boden frei. Man sah etliche gesprungene Fliesen, nackte Bodendielen und eine große Rohröffnung. Josef selbst war mit einer Staubschicht überzogen, die sein dunkles Haar wie grau meliert aussehen ließ.

»Josef, du hättest mich vorher fragen sollen.«

Josef breitete hilflos die Arme aus.

»Wenn ich dich gefragt hätte, dann hättest du Nein gesagt.«

»Genau deswegen hättest du mich ja fragen sollen.«

Josef machte plötzlich einen traurigen, nachdenklichen Eindruck.

»Frieda, du beschützt alle anderen Leute, und manchmal wirst du dadurch verletzt. Du musst auch mal zulassen, dass andere dir helfen.« Josef betrachtete Frieda genauer. »Warum hältst du deinen Stift so komisch?«

Frieda blickte an sich hinunter. Noch immer umklammerte sie den Stift wie einen Dolch.

»Ich dachte, du wärst ein Einbrecher«, erklärte sie. Erneut zwang sie sich, tief Luft zu holen. Sie sagte sich, dass es gut gemeint war. »Wie lange dauert es, bis meine alte Wanne wieder genau da ist, wo sie war?«

Josef setzte erneut seine nachdenkliche Miene auf.

»Das wird schwierig«, meinte er schließlich. »Als wir die Wanne von der Wand und dem Rohr gelöst haben, bekam sie große Risse. Die Wanne war einfach richtiger Mist. Außerdem liegt sie jetzt auf der Müllkippe.«

Frieda überlegte einen Moment.

»Was du gemacht hast, könnte man wahrscheinlich als eine Art Verbrechen bezeichnen. Aber egal, wie soll es jetzt weitergehen?«

»Die schöne Badewanne ist im Moment in der Werkstatt eines anderen Freundes von mir, der Klaus heißt. Das ist kein Problem. Aber hier ...« Er deutete mit dem Schraubenschlüssel auf den Schaden, den er angerichtet hatte, und stieß dabei einen tiefen Seufzer aus. »Hier habe ich ein Problem.«

»Wie meinst du das?«, fragte Frieda. »Dieses Problem hast doch *du* verursacht.«

»Nein, nein«, widersprach Josef. »Das ist ...« Er sagte etwas in seiner eigenen Sprache. Es klang verächtlich. »Das Verbindungsrohr hier ist sehr schlecht. Sehr schlecht.«

»Es hat immer gut funktioniert.«

»Das war nur Glück. Ein Ruck der Badewanne, und ...« Er macht eine vielsagende Geste, mit der er eine katastrophale, alles zerstörende Überschwemmung andeutete. »Ich werde hier ein anständiges Rohr einbauen, die Wand ausbessern und den Boden fliesen. Das wird mein Geschenk an dich. Du bekommst ein Bad, das dein Wohlfühlplatz sein wird.«

»Wann?«, fragte Frieda.

»Ich werde tun, was getan werden muss«, antwortete Josef.

»Ja, aber *wann* wirst du es tun?«

»Es dauert nur ein paar Tage, wirklich nur ein paar.«

»Ich wollte jetzt ein Bad nehmen. Schon während der ganzen Heimfahrt habe ich daran gedacht, wie gut mir das tun wird und wie sehr ich das jetzt brauche.«

»Du wirst schon sehen, das Warten lohnt sich.«

Meine herzallerliebste Frieda, ich sitze hier in meinem Büro und denke an dich. Egal, was ich tue oder wen ich treffe, ich denke an dich. Selbst wenn ich einen Vortrag halte und die Worte gerade recht flüssig aus mir herauskommen, ist ein Teil meines Denkens mit dir beschäftigt. Ich kann ein Gespräch führen, eine Zwiebel schneiden oder über die Brooklyn Bridge gehen, und du bist da. Es ist wie ein schmerzhaftes Ziehen, das einfach nicht nachlässt und von dem ich auch nicht möchte, dass es nachlässt. Gerade wollte ich schreiben, dass ich dieses Gefühl nicht mehr hatte, seit ich ein Teenager war, aber selbst als Teenager habe ich nie so empfunden! Ich frage mich, warum ich noch hier bin, wenn doch meine Lebensaufgabe darin besteht, dich glücklich zu machen. Jetzt höre ich dich sagen, dass Glück nicht das Entscheidende ist und du gar nicht weißt, was das Wort eigentlich bedeutet – aber ich weiß es: Für mich bedeutet Glück, von Frieda Klein geliebt zu werden.

Heute Abend am Telefon hast du ein bisschen bedrückt geklungen. Bitte lass mich wissen, warum. Lass mich alles wissen. Denk an unseren Spaziergang am Fluss. Denk an mich. Sandy xxx